

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 27 (1945)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
und des
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft "Schweizer Frauenblatt", Zürich
Interessenten-Annahme: August Dile A. G., Stadthofstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Druckerei "Wintertur" A. G., Seefeldstrasse 21/23, Zürich, Telefon 22 52, Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einblättrige Monatszeitschrift oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 80 Rp. für das Ausland / Restkassen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. / Offizieller Bestellpreis 60 Rp. / Keine Verantwortlichkeit für Placierungsvorschläge der Abonnenten - Inseratenschluss Montag abends

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Enthält auch in sämtlichen Vorkriegs-Jahren / Abonnements-Eingehungen auf Postfach-Ronto VIII b 58 Wintertur

Mütterspende — Mütterhilfe

Zum 1. August 1945

Sechs Jahre sind vergangen, seit das Schweizer Volk zum erstenmal für seine Mütter gesammelt hat. Wer Gelegenheit hatte, als Mitglied einer Kommission oder als Fürsorgerin kleine Beträge gegen den ersten Spende an bedürftige Mütter weiterzugeben, dem ist eine selten schöne und dankbare Aufgabe zuteil geworden.

Sechs inhaltsschwere Jahre gehören heute der Vergangenheit an, aber ihre Folgen werden sich noch lange bemerkbar machen, auch bei uns in der Schweiz. Viel Hilfe ist während der Kriegsjahre geleistet worden an unsere Wehrmänner und ihre Familien, an Emigranten und Flüchtlinge, an die Werke des roten Kreuzes in und außerhalb unserer Landesgrenzen. Aber wir dürfen nicht müde werden. Die Mittel der Vorkriegsspende an die Schweizer Mütter sind aufgebraucht, aufgebraucht sind aber auch die Kräfte zahlreicher Mütter. In der Stille haben sie durchgehenden, viele von ihnen doppelte und dreifache Last getragen, während Väter, Söhne und Brüder unter Land und auf den Weiden. Sie hatten keinen Tag Urlaub, keine Möglichkeit der Entspannung, und sie teilten und teilten wohl noch auf längere Zeit die schmerzlichen Gedanken mit ihren Männern und ihren Kindern. Wie viele von diesen und wie viel Aufsehende gehen sich darüber Rechenschaft, was eine Großmutter unserer Mütter in den Städten, Dörfern und hoch oben in den Berggemeinden Tag für Tag, jahraus, jahrein an inneren und äußeren Lasten und Entbehrungen zu tragen haben?

Dass auch die Mütter unserer Fürsorge bedürfen, daran erinnert uns der 1. August dieses

Jahres. Ihre Kraft gilt es zu erhalten, denn wo es an dieser gebricht, ist das ganze Volk gefährdet. Der Ertrag der diesjährigen Sammlung wird an die kantonalen Kommissionen gehen, welche schon für die Verteilung der letzten Mütterspende verantwortlich waren. Diese stehen in enger Zusammenarbeit mit denjenigen Fürsorgerinnen, die Einblick haben in mancher Mutter strenges Tagewort und sorgenschweres Herz. Beglückt ist es, einer tapferen Mutter vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben ein paar kurze Ferienwochen, eine Kur, oder wenigstens Kräftigungsmittel verschaffen zu dürfen, — ihr einmal das Gefühl zu geben, auch für sie werde gesorgt! Mit den vorerfüllten Jahren auf ihre irdischen Kräfte zurück und Sorgen, die beinahe unüberwindbar erscheinen, verschwinden, wenn die müde Mutter für kurze Zeit das tägliche Einzelne hat unterbrechen dürfen. So bedeutet Mütterhilfe auch Familienhilfe im besten Sinne. Wenn heute als Schweizer und als Schweizerin erntet ist mit seiner Dankbarkeit für die unermessliche Gnade, die durch die sechs Kriegsjahre hindurch über uns gelaufen hat, der wird am 1. August dieses Jahres für sein eigenes Volk etwas Besonderes tun wollen. Möge der Erfolg der diesjährigen Spende alle früheren übertreffen! Unzählige Abschiede haben wir im Laufe der Jahre schon gesagt, ohne dadurch ein Opfer zu bringen. Wie wäre es, wenn wir dieses Jahr unter 1. August-Abgeschiedenen gehen, zwanzig, hundertfach besagten würden? Das überraschte Gefühl und die strahlenden Augen der kleinen Verkäufer würden es uns ebenso vielfach lohnen!

G. H. Sch.

Das Bürgerrecht der Schweizerin, die einen Ausländer heiratet

Nach der in der Schweiz gültigen Auffassung bildet die Familie eine Einheit, die Grundzüge die wässrige Lebensgemeinschaft der Eheleute ist. Dieser Gedanke liegt dem ganzen schweizerischen Familienrecht zu Grunde; aus ihm geht auch die Bezeichnung des Mannes als Haupt der ehelichen Gemeinschaft hervor. Der Mann gibt der Frau seinen Namen; der Wohnort der Frau ist dort, wo der Mann wohnt, und — die Frau erbt durch die Eheschließung das Heimatrecht des Mannes. So verfiel die Bundesverfassung aus dem Jahre 1874 in ihrem Artikel 54, Absatz 4, der heute noch gültig ist. Mit dieser Verfassung ist das Bürgerrecht der Frau, die einen Schweizer heiratet, sei sie nun Schweizerin oder Ausländerin, festgelegt.

Wie steht es aber mit dem Bürgerrecht einer Schweizerin, die einen Ausländer heiratet? Bis in die letzten Jahre bestand keine Gesetzesbestimmung, welche zum Verlust des schweizerischen Bürgerrechtes infolge Eheschließung direkt Stellung nahm. In der Praxis wurde jedoch nach *de memoria* — indirekt befristet durch Artikel 10, litera C des Bundesgesetzes vom 23. Juni 1908 über die Erteilung des Schweizerbürgerrechtes und den Verlust darauf — stets angenommen, daß die Schweizerin, die einen Ausländer

heiratet, ihr Schweizerbürgerrecht verliere, wenn sie durch die Eheschließung das Bürgerrecht ihres Mannes erwerbe. Eine Schweizerin bleibt also ihr Bürgerrecht, wenn sie einen Staatslosen oder den Bürger eines Staates heiratete, welcher der Ehefrau seines Angehörigen das Bürgerrecht nicht erteilt.

Dieser automatische Verlust des schweizerischen Bürgerrechtes bildet eine Ausnahme des Grundgesetzes der Unverlierbarkeit des Schweizerbürgerrechtes, ohne ausdrückliche Verzichtserklärung. Man kann hier keineswegs von einem stillschweigenden Verzicht sprechen; denn wenn auch die Schweizerin bei der Heirat mit dem Ausländer ausdrücklich erklärt, daß sie auf das Schweizerbürgerrecht nicht verzichte, so hat doch diese Erklärung keine Wirkung, — sie verliert trotzdem das Schweizerbürgerrecht.

Da gerade während des Krieges und auch jetzt in der ersten Nachkriegszeit die Frage um das Bürgerrecht der einen Ausländer heiratenden Schweizerin recht bedeutungsvoll ist, hat der Bundesrat, gestützt auf die ihm erteilten außerordentlichen Vollmachten in einem gelegentlichen Erlaß prinzipiell festgelegt, daß eine

Schweizerin, die mit einem Ausländer eine in der Schweiz gültige Ehe eingeht, ihr Schweizerbürgerrecht verliert. Diefem allgemeinen gültigen und strengen Prinzip wurde eine einzige Milderung beigelegt: Ausnahmeweise behält sie trotzdem das Schweizerbürgerrecht, wenn sie anderfalls unermesslich staatenlos würde. Der schweizerische Gesetzgeber bekennt sich also zum sogenannten "klassischen" Prinzip, das vom alt eingewurzelt Grundsatze der Einheitslichkeit der Familie ausgeht und es für eine Gefährdung ansieht, wenn die Frau eine andere Staatszugehörigkeit bezieht als der Mann.

Wie steht das nun in der Praxis aus? Italien und Deutschland, wohin meistens die meisten Schweizerinnen heiraten — wir zählen in jedem Jahr ungefähr 400 Eheschließungen mit Deutschen, 470 mit Italienern, 112 mit Franzosen und 85 mit anderen Staatsangehörigen — halten ebenfalls am klassischen Prinzip fest. Alle diejenigen Schweizerinnen, die Deutsche oder Italiener heiraten, werden also nach schweizerischem, wie auch nach deutschem oder italienischem Recht, Deutsche oder Italienerinnen. Sie verlieren endgültig ihr Schweizerbürgerrecht und können es gegebenenfalls nur nach Auflösung der Ehe durch Tod, Scheidung oder durch gerichtliche Trennung wieder erwerben.

Bis zum Jahre 1927 war das auch bei der Ehe einer Schweizerin mit einem Franzosen der Fall. Dann wurde in Frankreich ein Gesetz herausgegeben, wonach die einen Franzosen heiratende Ausländerin die französische Staatsangehörigkeit nur dann erwirbt, wenn sie dies ausdrücklich verlangt oder wenn sie nach den Bestimmungen ihres Heimatlandes ihr eigenes Bürgerrecht durch Eheschließung verliert. Dazu kommt noch die im Jahre 1938 ergangene Bestimmung, daß alle Ausländerinnen spätestens im Moment der Eheschließung erklären müssen, ob sie die französische Staatsangehörigkeit erwerben wollen oder nicht. Seitdem also eine Schweizerin einen Franzosen, und möglichst ein Französin zu werden, so verliert sie nach Abgabe einer solchen Erklärung das Schweizerbürgerrecht und wird französische Bürgerin, sofern die französische Regierung ihr das Bürgerrecht nicht verweigert. Was geschieht aber, wenn eine Schweizerin bei der Heirat mit einem Franzosen abtätlich oder unabhätlich unterläßt, das Gehalt um das französische Bürgerrecht zu stellen? Dann bleibt sie nicht etwa, wie zu erwarten wäre, Schweizerin, sondern wird staatenlos. Diese Feststellung ist nach einem Kompetenzstreit zwischen der staatsrechtlichen Abteilung des Bundesgerichtes und dem Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement durch den Bundesrat gemacht worden, der nur eine Ausnahme gestattet, wenn die Schweizerin unermesslich staatenlos würde. Ausdrücklich wird dem ausdrücklichen und für das Bundesgericht bindenden Erlaß vom 11. November 1941 hinzugefügt: "Die Staatslosigkeit gilt nicht als unvermeidlich, wenn das heimatlische Recht des Mannes der Frau die Möglichkeit gibt, dessen Staatsangehörigkeit im Zusammenhang mit dem Gehalt durch die Abgabe einer Erklärung oder durch Gehalt zu erwerben, und sie die Erklärung nicht abgibt oder das Gehalt nicht stellt."

Zusammenfassend kann also festgehalten werden, daß die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, keine Möglichkeit hat, das Schweizerbürgerrecht zu behalten oder nicht. Sie wird verpflichtet — unter Androhung der Heimatslosigkeit — die Staatsangehörigkeit ihres Mannes zu erwerben, wenn ihr Gelegenheit dazu gegeben wird. Nur wenn die einen Ausländer heiratende Schweizerin keine Möglichkeit hat, die Staatsangehörigkeit ihres Mannes zu erwerben, bleibt sie Schweizerin.

So wird praktisch der größte Teil der in die Fremde

Mitteilung

Am 31. Juli 1945 tritt zu unserem großen Bedauern Fräulein Dr. F r i s M e y e r von der Redaktion unseres Blattes zurück. Frau E. L. S t u b e r v. S o m m e n s wird vorläufig deren Stellvertretung übernehmen, bis die Neuwahl der Redaktion getroffen werden kann.

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt.

heiratenden Schweizerinnen Ausländerinnen; als solche werden sie in Zukunft auch von den schweizerischen Behörden behandelt. Sinegenie eine Ausländerin, die einen Schweizer geheiratet hat, sowohl in der Schweiz als auch im Auslande die volle Unterföug der schweizerischen Behörden.

Die ehemalige Schweizerin

hat unter gewissen Voraussetzungen die Möglichkeit, das Schweizerbürgerrecht wieder zu erlangen. Einmal kann das Schweizerbürgerrecht auf dem gewöhnlichen Wege der Einbürgerung zum Ehe-mann erworben werden; dann überträgt es sich automatisch auf die Ehefrau. Ganz ausnahmeweise kann die Ehefrau ein Gehalt um Einbürgerung stellen. Sie bedarf aber in diesem Falle vor allem der vollen Handlungsfreiheit. Nach Auflösung der Ehe kann die Witwe oder die geschiedene Frau, welche durch die Heirat das Schweizerbürgerrecht verloren hat, innerst zehn Jahren nach Auflösung der Ehe einen Antrag auf unentgeltliche Wiederbürgerung stellen. Es herrscht allerdings bei manchen Frauen die irrige Ansicht, daß die Wiederbürgerung ihnen erteilt werden müßte. Das stimmt aber nicht; denn es steht im freien Ermessen des Bundesrates, weitere Voraussetzungen — einwandfreier Leumund und so fort — aufzustellen.

Wir haben gesehen, daß bereits in den drei größten an einer Hand grenzenden Staaten die Auffassungen über das Bürgerrecht der Frau recht verschieden sind. Dieser sind die Bestrebungen, eine völkerverföugliche Regelung des Bürgerrechtes der Ehefrau aufzustellen, gescheitert. Das sogenannte "klassische" Prinzip, an dem die Schweiz festhält, ist von sehr vielen Ländern aufgegeben worden. Fortschrittliche Staaten, wie Frankreich, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Sowjetunion, Schweden, Norwegen, Dänemark, die Türkei haben eine neue Regelung getroffen, die sie im Gegensatz zu dem "klassischen"

Das "moderne" Prinzip

nennen. Es läßt sich in folgende Hauptpunkte zusammenfassen:

Es gibt keinen automatischen Verlust der Staatszugehörigkeit der Ehefrau durch die Eheschließung, folglich auch keinen automatischen Erwerb der Staatszugehörigkeit des Mannes durch die Ehefrau. Die Ehefrau hat die Möglichkeit, durch ausdrückliche Erklärung um das Bürgerrecht des Mannes nachzusuchen. Die Frau hat während der Ehe die Möglichkeit, ihre Staatsangehörigkeit ohne Zustimmung des Ehemannes zu ändern. Neben diesen Ländern, die mit dem "klassischen" Prinzip vollkommen gebrochen haben, gibt es andere Staaten, die grundsätzlich am "klassischen" Prinzip festhalten, aber eine, der Entwidlung der Zeiten Rechnung tragende Umwidlung des Grundgesetzes vorgenommen haben. In diesen Staaten verliert die "ausheiratete" Staatsangehörige prinzipiell ihr Bürgerrecht, hat aber die Möglichkeit, es durch zu behalten, wenn sie für ihr ursprüngliches Heimatrecht optiert. — Die Schweiz hält — obfchon mehrere private Vorfchläge für eine



Roman von Marguerite Aubourg.
Uebersetzt von Maria Arnold

Uebersetzer: Unter der Leitung von Herrn Dufour arbeitet Marie Claire mit einigen anderen jungen Schweizerinnen im Atelier der Frau Dufour. Eben hat sie einen Buchdruck erprobt. Sandrine führt von einem Auszug mit der Bedingung zurück, daß sie bei der Schöpfung der Vater ihrer zwei letzten Kinder, der Frau mit welchem sie ihren Heiratsvertrag befreit hat, leben mit einem anderen Mädchen verlobt hat. Eine Strafe müßte man für die junge Schweizerin stellen, welcher immer die gleiche Arbeit wiederholen soll, nur bis und wieder immer Sandrine mit den Augen eines zu sein.

III.

Unerbittlich rüde näher, und alle Kunden verlangten ihre neuen Kleider für diesen Tag. Eine unglückliche Vertieftheit erfüllte die Werkstatt. Frau Dufour verteilte die Arbeit mit sorgföulter Einn und gab wie abwendig Anweisungen, die nicht immer verstanden wurden.

Bulldogge kam nie zu spät zur Arbeit, aber dafür war sie auch niemals bereit, nur eine einzige Minute länger da zu bleiben, als sie mußte. Mittags oder

Schlag Sieben erhob sie sich von ihrem Schemel, und wenn eine von uns noch schnell einen Stuhl machte, schaute sie sie schief an und sagte fast vorwurfsvoll:

— Ein Tag Arbeit ist gerade genug.

Netzt war sie unaufröhlich schlechter Stimmung und fuhr alle groß an.

Frau Dufour verlor sie zu beschwichtigen:

— Noch ein wenig Mut, Bulldogge, bald werden wir weniger angefrengt arbeiten müssen.

Über Bulldogge, statt sich zu beruhigen, antwortete sehr laut:

— Wenn sie nicht immer da sagen würden zu ihren Kundinnen, so müßten sie eben warten, bis ihre Kleider fertig sind.

Sie legte sich ein wenig gitternd und fügte hinzu:

— Ich möchte auch ein neues Kleid auf Allerheiligen und muß doch darauf verzichten.

Der Meister konnte sich nicht mehr zurückhalten. Er sprang zu Bulldogge hin und legte ihr ins Gesicht:

— Meine Frau ist eine Heilige, verfluchen Sie!

Und Bulldogge, die noch nicht beschwichtigt war, schob ihm mit dem Ellbogen zurück und antwortete:

— Das weiß ich schon längst!

Wenn sie nicht war, ichen ihre Stimme aus ihrem tiefsten Innern aufsteigen. Sie klang dumpf und erinnerte an eine Art, die gegen eine Erde schlägt.

Der Meister wurde manchmal davon eingeschüchtert, und Bergouette, die nichts und niemand fürchtete, verfluchte in solchen Momenten.

Am nächsten Tag kam Sandrine nicht. Frau Dufour

gnac bemerkte sofort, daß sie nicht an ihrem Platz war. Da keine von uns den Geruch ihres Ausbleibens kannte, wollte sie jemand hinschicken, denn sie befürchtete, sie sei krank geworden.

Die große Bergouette band schon ihre Schürze ab, doch der Meister hielt sie an den Schultern fest:

— Diese Bergouette, sagte er, immer hat sie einen Fuß drauhen, um herumzulaufen.

Er dachte, Sandrine würde sich nur verpöhlen und jeden Augenblick da sein.

Ich fürchtete auch, Sandrine könnte krank geworden sein. Seit zwei Tagen hatte sie eine starke Erkältung, und am Abend vorher, beim Nachtaufgehen im Regen, hatte sie viel Niese gehabt, mit ihrem Kopf voller Arbeit, das nicht besonders schwer war, die Aenne mit heraufzujagen.

Sandrine kam in dem Moment, als schon niemand mehr an sie dachte.

Sie kam die Erlaubnis holen, sich einen ganzen Tag ausruhen zu dürfen. Sie entschuldigte sich, sie habe Fieber und könne unmöglich arbeiten.

Ihre Augen glühten, die Lippen waren rot und ihr Gesicht sah viel schmaler aus.

Sie bekam gleich einen Hustenanfall.

Es klang, als würde etwas Raues in ihrer Kehle, und Dufour legte ihr zu:

— Hören Sie doch auf, sie husten ja wie ein alter Greis.

Sandrine lachte trotz ihres Hustens, dann schlug sie sich mit geballter Faust auf die Brust:

— Zum erstenmal seit mir eine Erfüllung so zu. Sowie sie verschwand war, zeigte sich Frau Dufour ihremgegnen beunruhigt, und der Meister brumte:

— Das fehlte nur noch, daß sie krank würde!

Am nächsten Tag fehlte sie wieder, und Dufour, die zu ihr geschickt wurde, erzählte, das Fieber sei geblieben und Sandrine wäre unföhig, aufzustehen.

Der Blick von Frau Dufour blieb nachdenklich einen Moment an den häßlichsten Kindern haften, die sich überall ausbreiteten. Und der Meister sprach bereits davon, eine neue Arbeiterin für Sandrine aufzunehmen.

Seine Frau beschwichtigte ihn jedoch, indem sie sagte:

— Ich werde jeden Abend bis Mitternacht arbeiten. Ein wenig schliefen wandte sie sich an uns und fügte hinzu:

— Wenn eine von Ihnen Luft hat, es eben so zu machen, werden wir gemeinsam machen.

Niemand antwortete, aber am Abend, als es neun Uhr schlief, traf Bergouette zur gleichen Zeit mit ein, und bald darnach kam auch Bulldogge.

Der Meister war sehr überrascht, als er sie sah. Er konnte es nicht glauben, daß sie auch abends arbeiten wollte.

— Oh, das mache ich nur für Sandrine, antwortete Bulldogge unfröhlich.

Und jeder begann schweigend zu arbeiten.

Der Meister hatte eine Etage des Liches eingemommen. Er zeichnete eine Stützgarntur für einen Mantel, und wenn auch seine Zeichnungen oft in seiner

neue Gesetzgebung über die Staatsangehörigkeit der Ehefrau ausgeübt werden sind — daran liegt, daß eine Schweizerin bei der Heirat mit einem Ausländer automatisch das Schweizerbürgertum verliert, wenn sie nicht unvermeidbar staatenlos würde.

Fräulein Lydia Stähli

Vor kurzem verstarb Fräulein Lydia Stähli, die seit längerer Zeit pensioniert, nicht nur in ganz Luzern, sondern weit herum wohlbekannte Lehrerin. Fast zwei Jahre lang hat sie die sonst so gesunde und lebensvolle, dem Tode mit unergründlicher Klarheit ins unerwartliche Antlitz geschaut, das weise und liebevoll sich genossen vom Leben: von ihren Nichten, denen sie Mutter gewesen, von ihrem weiten Familien- und Freundeskreis, von der Schule und all den vielen Menschen, mit denen sie verbunden war durch gemeinliche Arbeit, Ueberzeugung und Interesse. Auch von ihrem hübschen goldfarbenen Haar, mit dem geliebten Bart, wo keine Blume unbedacht aufblühte, läßt sie sich besichtigen und dankbar los, um reif zu werden für die andere Welt, in die sie nun, befreit vom kranken Körper und von menschlicher Schwäche, das hinübergehen dürfen. Es war wohl, trotz des langen Leidens, eine Gnade, daß sie sich auf diesen letzten, richtigen Übertritt so gut vorbereiten konnte. Denn sie war sich der Mangelhaftigkeit irdischen Lebens sehr bewußt und kämpfte ihr Leben lang dagegen, besonders bei sich selbst. Ja, die so fluge, tatkräftige, selbständige Frau überwand nur mit Mühe gewisse Eingenommenheiten und Minderwertigkeitsgefühle, die wohl aus ihrer harten, bäuerlichen Jugend stammten. Wenn sie erzählte, wie sie, das sehr früh mutterlos gewordene Städtchenkind, als Primarialschülerin, ohne eine Sekundarialschule besucht zu haben, ins Lehrerinnenseminar der neuen Mädchenkloster in Bern eintrat, war es nicht ohne, um dadurch zu betonen, wie sehr sie es nur ihrem Leben und ihrer vielseitigen Begabung verdankte, daß sie eine tüchtige, zielbewußte Lehrerin werden konnte, sondern um zu schildern, wie lang und einfach sie ertragen und ausgebildet worden war.

Ihr erstes Wirkungsfeld wurde, gleich nach der Patentierung, Altschulmeisterin bei Thun, wo sie mit ihrem ausgeprochenen Sinn für soziale Arbeit sich lebhaft um das Wohl der Kleinbauern — und Arbeiterbevölkerung kümmerte. Auch als sie 1927 nach Thun-Stadt gewählt wurde, blieb sie mit dem Nutzenbesitz Strätlingern innig verbunden, leitete sie doch während vieler Jahre dessen Frauenverein und war Mitglied der Frauenkommission für das auf Strätlingern Boden gelegene altschweizerische Museum im Schloß Söden. Sie half auch, die Hemppfleger gründlich und organisierte und wurde als erstes, weibliches Mitglied in den Kirchengemeinderat gewählt.

Doch vor allem war sie Lehrerin der Erst- und Zweitklässler; 40 Jahre lang unterrichtete sie mit Geduld, Humor und viel Mütterlichkeit unbändige ABC-Schützen, ohne dabei ihre Nervenkraft zu verlieren. Schade, daß sie sich nie in obere Klassen mit großen Mädchen befassen konnte; denn für sie war nicht vor allem in der intellektuellen Welt der Kleinen zu Hause, sondern in der lebensglücklichen Wirklichkeit der Großen und Bedeutenden.

In einer Diskussion über die politischen Möglichkeiten der Frau sagte Fräulein Stähli einmal mit kluger Selbstkenntnis: „Was ich nie möchte und wozu auch könnte, ist Gemeindepresidentin eines kleinen Dorfes.“ — Wohl der Gemeinde, an deren Spitze sie hätte stehen dürfen! Da wäre kein Verdienstfeld benachteiligt, kein Posten nur zum Parteistandpunkt aus besetzt, kein Geld am falschen Ort geparkt oder ausgegeben, kein Schreiben nicht beantwortet worden. — Aber Gemeindepresidentin oder etwas Ähnliches konnte sie ja nicht werden, ja nicht einmal mitbestimmen, wo es sein sollte, weil sie ja „nur“ eine Frau war. Das empfand sie als Ungerechtigkeit und deshalb widmete sie einen großen Teil ihrer freien Zeit und ihrer geistigen Kräfte den Frauenbeschwerden. Von der Gründung der Sektion Thun des Schweizerischen Frauenvereins rechts über den Präsidenten und ein wahrer Eckstein, der Stöße und Substanz aufbrachte, ohne zu wanken. Zum Glück hat sie wenigstens noch gesehen, wie die Morgenröte einer besseren Zeit, aus allen Ländern nach und fern der Glaube an die Geschlechtergleichheit der Geschlechter auch in unser Land zu leuchten beginnt!

L. G. Rützel

Ein Blick zurück und vorwärts

„Und was hofft Du in den letzten zwei Jahren gemacht“, fragte mich eine Schulfreundin, die ich kürzlich zum erstenmal nach vielen Jahren wieder angetroffen hatte.

Redaktorinnen können in solchen Fällen in Erwägung des Goethe-Wortes prompt antworten: „Schwarz auf weiß kannst Du es haben, und getrost nach Hause tragen.“ In diesem Falle also fast hundert Nummern des Frauenblattes, schon gesehen. Die Freundin hat dann die Frauenblätter der letzten anderthalb Jahre auch nach Hause getragen und sich gründlich in sie vertieft.

Und ihre Meinung? Sie sagte kurzgehand: „Da wird etwas Nützliches getan!“

Ob die Arbeit des Frauenblattes in den letzten anderthalb Jahren den Frauen Nutzen brachte? Wir blicken uns um und sehen, daß sich das Verständnis für die weibliche Eigenart und ihren Geltungsanspruch überall und in den verschiedensten Gebieten, vom politischen bis zum physiologischen, vom wirtschaftlichen bis zum psychologischen, zwar langsam, aber unaufhaltsam begründet. Bei den Männern und vor allem auch bei den Frauen selber. Die politische Gleichberechtigung der Frau, der Italienerin, der Jugoslawin, die frühe politische und soziale Regsamkeit der Schweizerin, welche die letzten Jahre gebracht haben, dürfen als sichtbar, sozusagen greifbarer Ausdruck der günstigen Entwicklung der Frauenfrage gemerkt werden.

Das Frauenblatt hat im Rahmen des praktisch Möglichen nach Kräften diese Entwicklung durch Orientierung und Anregung gefördert.

„Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben“ steht am Kopfe jeder seiner Nummern. Und entsprechend wurde in jeder Nummer versucht, weibliches Sein und weibliches Wirken fördern zu helfen. In seiner Organfunktion für Fraueninteressen und Frauenaufgaben trat das Frauenblatt nach Möglichkeit, den Willen, die Forderungen der Schweizer Frauen im Sinne der Frauenbewegung auszusprechen. Hier sollte sich weibliches Wollen an einen weiteren Kreis wenden können, um für seine Auffassungen zu werben.

Bei diesem Streben verfolgte die Redaktion des Frauenblattes ein doppeltes Ziel.

Einmal suchte sie die Frauen darin zu unterstützen, ihre Arbeit in Beruf, Familie und Haus als ein bedeutendes Stück Kultur aufzufassen. Und was die beiden letzten Wirkungsbereiche anbelangt, als eine Art Monopolstellung hat, welche sie nicht kräftig genug zum Segen der andern und zu ihrem eigenen, in ihrem Geist und Sinn ausgeformt kann. Denn Gottlob erstreckt sich ja „Die Welt der Frau“ anders als es die betrieblichen Klein- und Mittelbetriebe in den Zeitungen haben wollen, unendlich unendlich weit über „Hauptberufsauftrag für vier Personen“ hinaus. So wollte denn das Frauenblatt die sogenannte „Welt der Frau“ als ein schönes und bedeutendes Stück der „Welt des Menschen“ zeigen.

Dann aber galt es, die Auffassungen der Frauen auch dort zu vertreten, wo die Frauen zu Fragen allgemeiner Natur eine besondere Stellungnahme einnehmen, oder wo die Verhältnisse in unserer Volksgemeinschaft den Frauen Sonderfragen stellen. Und last but not least galt es auch, Gedanken von Frauen in bezug auf Probleme auszusprechen, welche die Männer nicht sehen können, oder vielleicht oft auch nicht sehen wollen.

Solange den Frauen maßgebender Einfluß in der Presse allgemein noch verweigert bleibt, wird es Pflicht und Recht der speziellen Frauenpresse sein, sich in erster Linie für weiblichen Geist und weibliches Meinen in jenen, kurz umrissenen, riesigen Gebieten einzusetzen.

Und dieser Einsatz hat genügt und wird weiter nützen. Bisherigentlich sogar immer mehr. Denn es liegt im Wesen des Erfolges, daß er — wenn es schon vorwärts geht — nicht gleichmäßig zunimmt, sondern sich bei einer gewissen Größe zu verjähren beginnt.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ist der Frauenfrage dieser weibliche Erfolg vorbehalten.

Fritz Meyer,

Redaktion „Schweizer Frauenblatt“.

Echte Erziehung

ist „Umerziehung“ der kriegsgeschädigten Jugend

Wieder einmal stehen Probleme der Erziehung im Vordergrund der Weltgeschichte. Ganz Europa spricht von der „Umerziehung“ nach dem Kriege. Wir haben eine Lehre bekommen, wir haben die Grenzen der Erziehung erleben müssen, aber wir haben Bestätigungen erfahren, klarer als je, und unüberwindlich steht das Ziel der Erziehung vor Augen. Nach all dieser Unmenslichkeit wissen wir eindeutig: das

Ziel der Erziehung ist einfach der Mensch,

das Ziel aller Bildung sicher nur der Mensch. Nicht aber diese Art des Menschen, nicht die künstlerische Persönlichkeit oder der technisch fähige Mensch, sondern der menschliche Mensch, das Leben heilig ist, der die Würde der Mitmenschen achten und der Liebe und Barmherzigkeit nicht verläßt, sondern übt. Aus dem angeführten Uebermensch ist ein Unteremensch geworden, und wenn nicht alle Kräfte regen, um wieder das Einfache, Natürliche zu retten; man darf im Gegensatz zum Ziel einfach ruhig sagen, der Erzieher wird wieder auf das Gütliche in Menschen achten müssen. Im Verlehen der Dunkelheiten und Schwierigkeiten des Kindes wird der Psychologe uns immer nur ein Stück weit führen können. Wenn man ehrlich ist, tritt man auf die Grenzen des Begreifens und merkt, daß Gut und Böse sich nicht unter allen Umständen erklären und ableiten lassen, daß sie in ihrer großen Gegenständlichkeit ein Stück des Geheimnisses der Schöpfung sind. Doch glauben wir unergründlich, daß das Wunder gesehen, und das das höchste Kind gut werden kann. Dieser Glaube wird uns bei der sogenannten „Umerziehung“, mit der wir es nach dem Kriege vielleicht wirklich zu tun haben werden, dauernd begleiten und stärken müssen. Wir haben wie nie zuvor das Böse auch in jugendlichen Menschen in diesen vergangenen und gegenwärtigen Jahren seine Macht entfalten sehen. Wir können uns vor dem fürchterlichen Ernst nicht verschließen, immer noch nach den Zügen des Guten suchen.

Wir müssen die Lüge, die Trägheit, die Schüchtheit, die Grausamkeit in ihrem ganzen Ernst aufnehmen, und die Möglichkeit der Umkehr immer offen lassen. Wir müssen im dunkelsten Trost, in der Bitterkeit, in der Ueberheblichkeit, in der Frechheit, in der Aggressivität

immer noch nach den Zügen des Guten suchen.

Ich meine das so: Im beharrlichen Trost des Kindes sollen wir noch seinen Stolz, sein Bedürfnis nach Selbstachtung erkennen; in der hartnäckigen Schüchtheit die Energie, deren dieses Kind fähig ist, in seiner Kampfwilligkeit den Mut — kurz in all seinen unsozialen Handlungen die helle Spur suchen. Und wenn wir diese gefunden haben, müssen wir unsere ganze Liebe und Kraft einsetzen, um die Richtung dieses Kindes zu ändern. Dasselbe Konsequenz, deren Klein-Kind fähig ist, um einen Essensstreik durchzuführen, dieselbe Bereitschaft zum Verzichtigen auf das gute Essen aus Stolz müssen wir besser verwenden können. Im großen sieht das dann so aus, daß man denselben Einfluß, die gleiche Entschlossenheit und den erlauternden Wagemut einer Jugend, die alle ihre Kräfte in den Dienst einer solchen Sache gestellt hat,

für eine bessere Sache gewinnen muß. Ich bin überzeugt, daß dies das Um und Auf der vielbesprochenen Umerziehung sein muß. Es wird unsere Sache sein, ob wir die Ziele haben, die eine Jugend überzeugen können. Und ob unser alter Glaube an Recht und Freiheit in uns so lebendig sein wird, daß er bei jungen Menschen zündet...

Auch das ganz verwahrloste Kind ist in seiner Seele nicht wesentlich anders als unsere behüteten

Nachrichten der Woche

Inland

Die Schweiz hat als Schutzmacht die Interessen Spaniens in U. S. A. zu wahren unternommen unter der Bedingung, daß schweizerische Beamten, die eingesetzt werden, die japanischen Gefangenenerlöse zu beschaffen. Das japanische Kriegsministerium hat nun diese Bemühung erteilt, was den angelegentlichsten Gefangenenerlöse zugute kommt.

Die Regierung der russischen Vertreter, die dem Kommissar für Unterstutzung der Lage der Sowjetbürger in der Schweiz und für Reparationsfragen angehören werden.

Bundesrat hat in U. S. A. 10 000 Personen u. a. von der Notwendigkeit der Beibehaltung der Neutralität, von der immer noch schlechten Versorgungslage und den Maßnahmen zur Erleichterung der Lage für die Bevölkerung.

Die Bundesanwaltschaft meldet, daß der Bundesrat bisher 357 Deutsche ausgewiesen hat, von denen 96 (mit Familienmitgliedern total 175) Personen ausgewiesen sind; von 214 Uebereremptionsgesuchen sind 92 durch Abweisung erledigt worden. Der ehemalige deutsche Minister Richter am 31. Juli die Schweiz verlassen.

Der Badische Bahnhof in Basel und sämtliche Anlagen der deutschen Reichsbahn in der Schweiz sind zu neuen Händen von Anlagen der Schweiz Bundesbahnen übernommen worden.

Der Zürcher Regierungsrat unterbreitet dem Kantonsrat eine Gesetzesvorlage, welche das aktive und passive Wahlrecht für die Frauen auf dem Gebiet der Gemeindebehörden, der Schulbehörden und der Wahl der Gemeinderäte vorläßt.

Eine großzügige Stiftung von einer Million hat Herr Dr. H. M. Löhner des verstorbenen früheren Schulratspräsidenten Prof. Gnehm, errichtet zugunsten der Eidg. Landes-Hochschule. Die Kaiser-Königin-Universität Zürich. Schramm leitete eine Stiftung für die Pensionen an begabte Schüler des Basler Konviktoriaums.

In Zürich starb der 81 Jahre alte, weltbekannte Kunsthistoriker Heinrich Schilling.

Ausland

Nachdem an der Konferenz der „großen Drei“ in Potsdam lästige Besprechungen zwischen Truman, Churchill und Stalin stattgefunden hatten, unterbrach man die Verhandlungen, damit die englischen Führer in London bei Bekanntgabe der Unterabstimmungen zugegen seien. Details über die Potsdamer Verhandlungen wurden nicht bekanntgegeben. — Die alliierte Kontrollkommission für die Verwaltung Berlins hat sich auf gemeinsame Richtlinien für Rationierung, Preisfestsetzung u. g. geeinigt. — Radio Berlin übertrug, ein erstes Mal seit 1939, einen Gottesdienst; Kirchengedanken waren erntemäßig 1939 wieder hörbar.

In Paris hat der Prozeß gegen Marjall Betancin begonnen; die Anklage lautet auf Verbrechen gegen die innere Sicherheit und Einvernehmen mit dem Feinde. Betancin hielt eine würdevolle Verteidigungsrede.

In Ungarn wurde das Stimm- und Wahlrecht für die Frauen eingeführt, die ihren männlichen Mitbürgern gleichgestellt wurden. In Spanien hat General Franco eine neue Regierung gebildet; die einige fachlich besonders befähigte Persönlichkeiten nicht mehr enthält, doch dürfte dies einer Neuorganisation der Verhältnisse in Spanien nicht genügen.

Die gesamte Regierung des Fürstentums Liechtenstein hat demissioniert, da sie nicht die nötige Handlungsfreiheit zur Durchführung der Nachkriegsaufgaben habe.

Die U. S. A. soll vor 1946 sechs Millionen Tonnen Kohle für das notleidende Europa freisetzen. deren Verteilung das europäische „Kohlenkomitee“ befragen wird.

In Frankreich starb der bedeutende Dichter Paul Valéry.

Die russische Besatzung in Schweden, Fr. Kallanta ist nach verdienstvoller langer Amtszeit, 73jährig in den Ruhestand getreten.

Der Krieg im Fernen Osten: Australische Truppen gehen neuerdings auf Borneo an Land. Starke amerikanische Bombardemente beschädigten japanische Schiffe, sowie Schanghai und vernichteten hunderte von Schiffen und Flugzeugen.

Salatsauce

SAIS

Ein erlesenes SAIS-Produkt.

Sand gebracht, so wurde er doch nicht so ungesundig wie sonst.

Die folgenden Abende waren viel lebhafter.

Buldogg und der Meister gantien sich herum oder Berggeometrie befragte sich über das unerträgliche Leben in ihrem Haushalt.

Die Klagen von Berggeometrie hatten immer etwas so Komisches, daß niemand Mitleid für sie empfand. Selbst als sie eines Morgens mit einem fleckigen Auge und blutender Wange ankam, hatten alle gelacht, als sie feierlich erklärte:

— Wenn mein Mann mich nicht prügeln würde, wäre ich die glücklichste Frau der Welt.

Wenn sie unter der Lampe ruhig läge, verlag sie ihren Klummer, und kein Abend verging, ohne daß sie nicht lange vom Meer und ihrer Bretagne gesprochen hätte.

Am nächsten Tag nach Allerheiligen fand ich meine Kolleginnen nicht im Atelier. Sie waren alle auf dem Friedhof, und der Meister fragte, warum ich nicht aufginge.

Es regnete, und ich antwortete, ich arbeite lieber, als daß ich bei diesem schlechten Wetter spazieren ginge.

Er lachte fast ärgerlich:

— Das ist kein Spaziergang, das ist ein Besuch unserer Toten.

Ich freute mich ein wenig, ihn während zu sehen und erwiderte lachend:

— Ja, aber ich, ich habe keine Toten.

Er sah mich an, als hätte ich etwas Unmögliches gesagt und ging dann leicht sofort zum Kirchhof.

Frau Daignac näherte bereits am Platz von Sandrine. Ich war das erste mal mit ihr allein. Sie betrachtete mich ebenso wie der Meister, bevor sie mir sagte:

— Sie haben Glück, keine Toten zu haben.

— Aber Abende habe ich auch nicht, antwortete ich. Mit einem ausgeprochen erkauten Gesichtsausdruck hielt sie im Plätzen inne, dann bewegte sie die Lippen, als wollte sie mir eine Frage stellen und meinte endlich ein wenig höflich:

— Was Sie hierherkommen, hielt ich Sie für so jung wie die Duretourt, aber später bemerkte ich wohl, daß Sie über die Zwanzig schon hinaus sind.

Sie schweig, und mir schien, eine kleine Verlegenheit hindere sie, mich anzusehen, als sie einen Moment danach fragte:

— Wöhnen Sie allein?

— Ja, Madame.

Sie schämte mich. Meine Antwort verärgerte ihre Verlegenheit. Jedoch mit munterem Ton nahm sie das Gespräch wieder auf:

— Haben Sie einen Liebsten?

— Nein, Madame.

Errotend sprach sie weiter:

— Ich meine... einen Verlobten, kurz und gut jemand, der Sie liebt?

Ich weiß nicht, warum ich an Sandrine und ihren Jacques dachte, antwortete rund heraus:

— Nein, Madame.

Am letzten Augenblick aber sah ich ein altes rührendes Gesicht vor mir, und ich sagte hinzu:

— Ja, doch, Fräulein Hermine liebt mich.

Frau Daignac wurde aufmerksam, und ich beistellte mich zu erklären:

— Das ist eine sehr alte Nachbarin, der ich kleine Gefälligkeiten erweise. Sie belohnt mich dafür und erzähle mir Geschichten.

Frau Daignac schaltete befriedigt:

— So haben Sie dort eine gute Großmutter?

Es war aber in Wirklichkeit ganz anders, so daß ich rasch erwiderte:

— Ich nein, sie ist vielmehr mein kleines Kind. Wieder Schweigen, dann, als hätte Frau Daignac Mißes, es zu tragen, hob sie den Kopf, und unsere Augen begegneten sich. Ihre Augen senten sich zuerst, doch ichien es mir, als hätten sie denselben Ausdruck wie bei Sandrine und wollten mir etwas anbieten.

Woh während des Vormittags kam der Meister zurück. Er brachte Sandrine mit, die er in einer Hütte des Friedhofs getroffen hatte. Sie war außer Atem, und ihre Kleider hatten noch einen feuchten Ausdruck. Sie setzte sich und sagte mit müdem Ton:

— Die Gräber sind ganz aufgeweicht vom Regen.

Frau Daignac schimpfte freundlich mit ihr:

— Nachdem Sie krank sind, hätten Sie bei diesem heftigen Wetter nicht ausgehen sollen.

Sandrine lachte auf:

— Aber ich bin nicht krank, ich bin nur erkältet. Und ihre schwarzen Augen verrieten Unruhe, als sie wiederholte:

— Frau Daignac, ich bin, ich bin nicht krank.

Frau Daignac lächelte, um sie zu beschwichtigen:

— Das wissen wir, sagte sie, trotzdem hätten Sie an einem anderen Tag zum Friedhof gehen können. Und als meiste sie dem allem keine Wichtigkeit beilegte sie noch hinzu:

— Die Friedhöfe fliegen nicht davon, und die Toten haben Zeit zu warten.

Sandrine sagte sofort:

— Morgen komme ich wieder zur Arbeit.

Sie wollte noch etwas sagen, doch ihre Stimme wurde rau, bevor sie das erste Wort beendet hatte, und sie wurde von einem Hustenanfall getrieben.

Sie hustete fortwährend, ungesundig, sie atmete stark und machte heftige Anstrengungen, um ihre Brust etwas zu entlasten, das dort fest eingemurzelt schien. Ihr Husten hatte schon immer denselben heißen und rüffigen Klang. Jede Stunde war es, als rühre er an einer biden, bemessigen Waffe, die sich vom Grunde nicht lösen wollte.

Sie war gezwungen, sich zu setzen. Ihr Gesicht wurde ganz weiß, und Schweiß lief über ihre Stirn. Nachmals versuchte sie zu husten. In ihrer Rehle war ein trockner Laut, wie wenn ein solcher Boden zerbröckelt. Dann schloß sie sich mit geballter Faust, wie das erste mal, auf die Brust und sagte lachend:

— Ich muß unbedingt diese Gefährdung loswerden.

Sie richtete ihren Atem durch den Griff ihrer Schürten gestülpt war, zuerst und ging hüftend fort.

Ihr Weggang hinterließ ein Unbehagen. Der Meis-

und uns vertrauten Kinder. Es ist genau so liebebedürftig, nicht genau so nach Befähigung seines Wertes. Es hat nur die Richtung geändert. Ein bekannter Psychologe pflegte bei schwierigen Kindern ein klaffendes Motto zu zitieren: „Wenn ich die Himmeln nicht bewegen kann, dann will ich die Hölle bewegen (den Acheron).“ Aber die Gründe dieses Bewegens, die Beweggründe sind die gleichen. Man muß es nicht Bedürfnis nach Geltung nennen, wie es eine bestimmte Psychologie tut. Man kann auch vom eingeborenen Bedürfnis des Menschen nach Wert sprechen, nach Leistung, nach dem Erlebnis, etwas zu sein und etwas zu tun und schließlich auch nach Anerkennung. So haben verarmte und auch verkehrte Kinder ihren Charakter, den sie mindestens so ernst nehmen wie die Frauen Kinder den ihren. Sie respektieren bloß nicht die Gesetze einer Gesellschaft, die sie für feindlich halten, und der gegenüber alles erlaubt ist. Untereinander aber sind sie hilfsreich, sozial, und der Sinn für Ehre ist durchaus lebendig. Ich habe von schlechthin großartigen Veruschen mit verwaisten Kindern vernommen. Diese Verusche konnten nur durch einen vorbildlichen

Glauben an das Gute

in diesen Kindern gelingen. Ohne diesen Glauben oder werden wir auch bei den schwierigen Kindern in unserer Kinderstube nicht weiterkommen. Der Zeigebau war bei diesen Veruschen immer: Die Kinder haben sich als sehr tüchtig, sehr selbständig, sehr müde erwiesen. Wenn es uns gelingt, sie zu gewinnen, dann werden diese gleichen Fähigkeiten erstaunlich Gutes vollbringen. Wie aber gewonnen man sie? Vor allem, indem man sie nicht misachtet. Anders man nie vom Vergangenen sprach. Keine Knebelkenntnisse forderte. Immer wieder das Leben von heute an neu beginnen ließ. Indem man auf die Interessen des einzelnen Kindes sorgfältig achtete; jede Leistung anerkannte. Der Hochmut war ausgeschaltet, das war das Große an diesen Veruschen. Die Erwachsenen kamen nicht wie Pharisäer an diese Kinder und Jugendlichen heran. Man bewies ihnen ein ganz großes Vertrauen. Das aber war eine Zauberformel. Man hielt also noch etwas von ihnen. Man erwartete etwas Gutes. Wir können hier nicht ausführlich berichten, wir wollten nur auf das Wesentliche hinweisen, ohne das es nicht geht.

Bei der Behandlung aller schwierigen Kinder scheint mir von großer Bedeutung, was gerade ein

Schweizer Psychologe immer wieder betont: Die Schwierigkeiten des Kindes sind im Grunde genommen die Schwierigkeiten seiner Umgebung. Er meint nicht das soziale Niveau, sondern etwa die inneren Schwierigkeiten, mit denen Mutter und Vater selbst zu kämpfen haben. Besonders das Kleinkind ist ja noch ganz innig, fast verflochten mit seiner Mutter verbunden. Wenn sie unruhig ist, kann das Kind nicht fröhlich sein, wenn sie leidet, kann das Kind nicht müde los die Aufgaben seines Alltags erfüllen. Ich glaube, das gilt im weitesten Sinn. Fragen wir uns bei den Schwierigkeiten unserer Kinder zunächst: Wie sieht es in uns selbst aus; sind wir imstande, den Kindern die Atmosphäre zu geben, in der sie atmen können?

Erziehen ist vor allem Erziehungsarbeit an sich selbst, Ringen um das eigene innere Weiterkommen, um den richtigen inneren Frieden. Sonst stehen wir den Konflikten des Kindes ohnmächtig gegenüber.

Wir können Kindern nichts vormachen.

Sie erfahren uns, wie wir wirklich sind. Darum ist es so wichtig, welche Werte unserer eigenen Leben bestimmen. Sind uns selbst materielle Güter die Hauptsache, die Geltung, die Macht, dann können wir nicht erwarten, daß unsere Kinder selbstlose und hingabebereite Menschen werden. Wenn eine ganze Welt beherrscht wird von nationalen und selbstlichen Zielen, wie sollte dann gerade in Kinderstube und Kinderheim ein anderer Geist wachen?

Und noch eines machen wir uns klar. Die sogenannten Erziehungsschwierigkeiten — sind es nicht unsere eigenen Probleme? Haben wir selbst nicht genau so zu kämpfen mit Stolz und Trägheit, mit Nachlässigkeit und mangelnder Wachsamkeit, mit der inneren Unwahrheit und allen Formen der Lüge? Geben wir nicht hochmütig an das schwierige Kind heran wie an eine fremde Welt, seien wir uns bemüht, daß es sich immer um das gleiche Uebel handelt, ob es jetzt in der Kinderstube oder in der Gesellschaft, im Leben der Staaten erscheint. Diese prinzipiellen Andeutungen lagen mir diesmal mehr am Herzen als die ausführliche Behandlung der Einzelthemen. Pädagogik ist kein Spezialfach; wer vom trotigen Kind, vom lägenhaften Kind usw. etwas wissen will, muß sich der Zusammenhänge unseres Lebens bewußt sein.

Dr. E. S.

Anna Indermaur und das Studio Nord-Süd in Zürich

„Frau Indermaur ist momentan beschäftigt und nicht abkömmlich.“ „Frau Indermaur ging soeben an eine Konferenz.“ „Frau Indermaur ist an einer Fortbildung.“ So tönte es läutig, und man gab es bereits resigniert auf, mit der Begründung und Letztin der originellen Filmfabrik zu sprechen in Zürich, denn sie gehört unter die vielbeschäftigtesten Frauen, die in Zürich leben.

Doch endlich gelang es, und wunderbar: Wie alle Leute, die viel arbeiten, hat Frau Indermaur dann plötzlich Zeit, eine ganze Stunde zu verplaudern. Um zu ihr zu gelangen, tappt man durch einen dunklen Gang, vorbei am gähnend morgeneren Kinofaß, und steht auf einmal im Büro der Direktion, das viel eher einem Atelier ähnelt: Freilich, der Schreibtisch ist voll beladen und die Gestelle auch, aber im hellen Licht der großen Fenster präsentieren sich viele Gemälde neuester Richtung von der Frau Anna Indermaur, und in der Ecke steht eine behäugliche Betschuh, die, mit klägerlicher Tapete ausgehängt, freigeig ihren Inhalt präsentiert: Paletten und Farbtuben, Pinsel und Behälter. „Ich habe die Truhe nur der Tapete wegen gekauft“, sagt Anna Indermaur, „und das Sofa, auf dem Sie sitzen“, — es ist mit einem fröhlich karierten Ueberzug verkleidet

und trägt statt dem üblichen braun weißen Schutzbeleg ein amerikanische und englische Wimper — „dieses Sofa stammt vom Trödler. Ich habe es einfach überzogen, damit man die schrecklichen Kranten nicht mehr sieht. Die Stoffe sind von mir selbst entworfen und ausgeführt, auch die Beize dort.“

„Ja, Sie haben aber ursprünglich bin ich eben Möbelplattierin, eine Tätigkei, die in der Schweiz noch weniger auf Rosen gebettet ist als die übrigen künstlerischen Berufe. Ich kann da aus Erfahrung reden, denn ich male und bildhauere ja auch, freilich nicht mehr als eigentlichen Beruf, wie ich mir das früher vorstellte, sondern nur noch in meiner Freizeit, und die ist farg bemessen.“

„Wie ist eigentlich mein Cinema besetzt? Ja sehen Sie, das war sehr einfach und gar nicht so romantisch, wie Sie sich das vielleicht vorstellen. Ich sah mich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt, Geld zu verdienen, denn mit meinen Möbelentwürfen kam ich auf keinen grünen Zweig, und die unbesahnten Rechnungen häuften sich drängend. Jetzt mußte ich etwas geschehen, sagte ich mir, entweder mußte ich einen Kramladen auf oder — ja warum nicht ein Cinema? Die Familie war natürlich entsetzt, denn wenn Sie auch meinen künstlerischen Plänen nichts in den Weg gelegt hätte, so konnte ich doch für dieses Projekt auf keine Unterstützung hoffen. Ein Kinobesitzer schien nicht viel besser als ein Circus...“

„Wieder einmal klangest das Telefon, und Frau Indermaur, die der Sekretärin eben noch in fröhlichem St. Gallerisch ihre Anweisungen gegeben hat, unterließ sich nun ziemlich energig auf französisch. Es scheint sich um einen Film zu handeln, natürlich...“

„Adieu Mademoiselle!“ Refoult wird die Gabel niedergebückt und der Dreßhütz läuft wieder auf meine Seite: „Da haben Sie gerade ein Beispiel: Wenn ich einen guten Film erhalten will und ihn nach unentzlichen Verhandlungen auch erhalte, muß

VIOLA!!

Soll nicht der große Trust noch größer werden, verwende dieses herrliche trustrfreie Speisefett aus schweizerischem Betrieb!!

fer blieb wortlos stehen, und seine Frau, in der Hand noch die Arbeit haltend, sagte plöglich:

— Es gibt Erklärungen, die bringen den Tod.

Der Meister zog seine Weste eng um die Brust, als fühle er auf einmal die Kälte eindringen. Dann zog er seinen Schemel nach zu seiner Frau heran, und das Schweigen kam zurück.

Jetzt war die Werkstatt ruhiger. Auf dem Arbeitstisch lag Garn in allen Farben, und der Korb, voller Flechten und Agraffen, war geordnet. Man hörte wieder Ausbrüche der Ungebuld, noch nervöse Worte, wenn man eine Spize oder ein Stück Futterstoff suchte, was unter den Tisch gefallen war und jemand von uns ahnungslos mit Füßen trat.

Der Meister stieß nicht mehr die Modellpuppen um, wenn er von einem Zimmer ins andere ging, und Frau Dalignac hatte ihr aussergewöhnlich Gesicht, das so angenehm anzuheben war.

Wir hörten alle zu, wenn Bergounette sang oder eine Befehle erzählte. Sie hatte eine sehr bededte Stimme, und ihre hohen Töne erinnerten an eine leichte Weife, die tiefen aber klangen voll und sehr weich.

Sie sprach mit Leichtigkeit und konnte grobe Worte nicht leiden. Wenn eine von uns wissen wollte, ob ein Wort französisch sei oder nicht, behauptete sie selbstbewußt:

— Ich muß es wissen, ich habe meine Diplom. Bulldogge konnte ihre Sätze nicht so geschickt formen wie Bergounette. Sie warf die Worte wie man

einen Stein wirft und schien damit immer etwas zu gefährden.

Sie sang selten, obwohl sie eine viel schönere Stimme besaß als Bergounette.

Seltdem man weniger überlafet war, war sie befederer Baune, und eines Tages sagte sie:

— Die Arbeit mühte immer so geregelt sein.

Frau Dalignac kam näher:

— Ich möchte das auch, aber wenn ich damals die rumanten fortgeschickt hätte, bliesen wir jetzt ohne Arbeit, und ich mühte Sie alle entlassen.

Bulldogge machte ein verdrießliches Gesicht, dann meinte sie:

— Wenn wir in eiligen Momenten mehr arbeiten, mühten wir auch mehr Lohn erhalten.

Frau Dalignac schüttelte den Kopf, als ob das unmöglich wäre, und Bergounette spottete:

— Du willst vielleicht eine Revolution machen?

Bulldogge zeigte ihre Zähne, ihre Stimme rollte etwas, um zu antworten:

— Niemals dürfte die Arbeit eine Best sein.

Ich mühte, daß Frau Dalignac wechlos gegen die Forderungen ihrer Kundinnen war, und den Madegler einzujordern, kostete ihr immer Ueberwindung, aber das, was Bulldogge gelang hatte, ergriffen mir so berechtigt, daß ich ihr bestimmen wollte, doch Bergounette kam mir zuvor:

— Na, diese hier wird jetzt predigen.

Sie machte mir diesen Worum nicht zum erstenmal. Das verwirrte mich, und daher begnügte ich mich damit, Frau Dalignac zu betrachten.

Ernst
„Guets Brot“
„Feini Guetzi“
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Frohstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

KAFFEE: Marke TURM
garantierter Qualität
'ein im Aroma / kräftig
MORGA FRUCHTZUCKER
Raffinierter karamellener ersetz Zucker
Kolonialwaren
RIESER & CO.
vorm. Schlaifer & Co.
ST. GALLEN
Tel. 2 85 85

Tüchtige, zuverlässige
Auslandschweizerin
erfahren in der Leitung eines gepflegten Haushaltes, sucht passenden Wirkungskreis.
Anfragen erbeten an Chiffre 890, A. Fitze A.G., Zürich, Stockerstraße 64

Das Vertrauenshaus für
BETT-TISCH- und KÜCHENWASCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenwaberel Bern AG., Bern
City-Haus Bubenberglplatz 7

Delek
ersetzt Mayonnaise
leicht verdaulich
Berücksichtigen Sie die Inzerenten dieses Blattes
J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Zweifel
OBST-ESSIG
verwenden, er ist natürlich, mild und billiger als Wein-Essig
Moosterei Zweifel & Co. Zürich-Höngg Tel. 56 77 70

Eine Flüchtlingswaise - wirst du ihr helfen?
400 Flüchtlingswesen warten auf Deine Hilfe. Laß Sie nicht im Stich.
Spendet auf Postcheck VIII 33 000 Zürich für die Flüchtlingshilfe.

Der heimelige Teerraum
Marktgasse 18
Stipfelstube
W. KENTHAL, COOK ZÜRICH

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Filiale Bahnhofplatz 7

Dieses Jahr **Ferien in Graubünden**
Es empfehlen sich die **alkoholfreien Gasthäuser**
Arosa: Dreilüftung Nähe Bahnhof
Anderer: Gasthaus Sonne Mineralbäder, Jugendherberge
Chur: Rhtl. Volkshaus beim Obertor
Davos: Graubündnerhof Jugendherberge
Landquart: Volkshaus Bahnhofstraße P. 8006 Ch
Samaden: Hotel Bellevue b. Bahnhof, Jübergang
St. Moritz: Hotel Bellevue b. Bahnhof, Jübergang
Thuisis: Volkshaus Hotel Rhtl. b. Bahnhof, Jugendherberge
Mäßige Preise. Keine Trinkgelder. Aufmerksame Bedienung. Gute Küche. Bäder.

Der Meister liebte solche Distaffionen nicht. Er lenkte die Gedanken ab, indem er Bergounette um ein Lied aus ihrer Heimat bat. Bergounette machte sich weiter lustig und sang ein sehr altes Lied, dessen Melodie sie oft geträumelt hatte:

In der guten alten Zeit, sagte mir oft meine Großmutter, in der guten alten Zeit hielt ein Rod hundert Jahre.

Alle mußten darüber lachen. Frau Dalignac aber nahm sich wieder ihren sorgemollen Ausdruck an. Sie fixierte mich, und als mühte sie auf einen Worum zu antworten, sagte sie:

— Meine Mühte ist genau so groß wie Ihre, und mein Gedantel ist oft der kleinste. Sie machte, rückwärts gehend, drei Schritte, die sie vom Zukunftsbedürfnis entfernten, ohne mich aus dem Auge zu verlieren, und Bergounette begann eine andere Strophe ihres Liedes.

(Fortsetzung folgt.)
Jasse den Sommer!
Die Aphalistragen sind glühend heiß. Mit bloßen Händen kann man den Boden kaum berühren. Eine lästige Hitze! Ober: Ein Wunder ist eingetreten. Der selb. Boden, welcher vor sechs Monaten mit Eis und Schnee bedeckt Sehnlucht nach einem Ofen erwidete, hat sich in einen Wärmepember verwandelt. Was man

im Winter wünscht, hat man im Sommer die Fülle: Fassen wir sie! Endlich sind wir ja im Land unserer winterlichen Sehnlucht.

In Skandinavien, wo die warme Jahreszeit noch viel länger ist, wird förmlich in den Sommer „gezügelt“. Bei alten Bauernhäusern gibt es häufig neben dem Winterwohnhaus ein „Sommerhaus“. Und die Städter besitzen anstelle von Wochenendhäuschen Sommerhäusern, wo sie sich meist in den Babelfleibern bewegen, um jeden Sonnenstrahl auszunutzen.

Geht es nicht immer Jone ein längerer Sommer gegeben. Ergreifen wir, was er uns gewährt!

Nämlich vor allem eine unergleichliche Vertrautheit mit der Natur. Das heißt nicht etwa nur mit den Bergen des Ferienortes, sondern tagtäglich mit Pflanzen, warmen Mauern, Wolken, Licht und Luft. Beim Anblick des sommerlichen Himmels, welcher von fliegenden Vögeln durchzogen wird, spüren wir unendliche Räume, die Freiheit. Und die zahllosen Pflanzen, immer mehr und immer wieder andere, gehung für den unbegreifbaren Lebensgeist.

Schon mit kleinen Anberungen in der Lebenshaltung können wir den Sommer härter erleben. Offene Fenster, Essen im Freien, Blumen in den Zimmern — wir müssen ja das Stück nicht mehr wie im Winter mit 80 Kappen taufen, sondern können sie armvoll selber pfücken —, machen die Lebensweise großzügiger.

Der Winter drängt uns von der übrigen Schöpfung weg in die Häuser. Der Sommer aber ladet uns zu ihr ein. Folgen wir seiner Einladung! L.M.

Es gibt nichts besseres als PERSIL

ich zugleich ein paar taube Küsse dazunehmen, Filme, die ich nicht einmal sehen darf, bevor ich sie unterzeichne.

Schwierigkeiten?

O ja, natürlich. Aber die heutigen sind alle nichts im Vergleich zu den Mühen des Beginns. Nachdem ich da mit einem jungen Aristokraten zusammen die ganze Kube eingerichtet hatte, empfanden die Zürcher Kinobesitzer das Nord-Süd als unerwünschten Neuling, und wir wurden elf Monate lang vom Film-Verleih boykottiert. Ein Kino ohne Filme! Mit Löffel und Teller, auf Umwegen und unter den größten Anstrengungen bekamen wir unsere Streifen. Darauf wurde das Nord-Süd wohl oder nicht erkannt, und ich machte sogar ganz gute Geschäfte. Denn man glaubte, ich könne die Sache ja doch nicht halten und stellte mir aus purem Mitleid günstige Vertragsbedingungen.

Heute habe ich natürlich viel gelernt, ich kenne mich in Verträgen und Anträgen aus, alles Dinge, die man sich nach dem Verfahren durch Schaben wird man fluglos aneignen muß, denn kein Kinobesitzer weicht einem Volontär in diese Geheimnisse ein. Reich werden kann ich mit diesem Geschäft allerdings nicht, denn mir ist das Prestige unendlich viel wichtiger als der materielle Erfolg. Ich bemühe mich stets, meinen Film über die Leinwand gehen zu lassen, der nicht irgendwie seine gute Seite zeigt. Und ich muß auch sagen, daß mich das Publikum belohnt, denn unermüdet habe ich auch mittellose Köpfe an seiner Erziehung. Ganz langsam wurden seine Ansprüche auf ein höheres Niveau gestellt — ein Film wie „So grün war mein Tal“ hätte noch vor zehn Jahren keinen Bruchteil seines jetzigen Erfolges gehabt! — Das Nord-Süd hat sein ganz bestimmtes Publikum, das weiß, was es von mir und den geeigneten Filmen erwarten darf. Dieses Publikum nicht zu enttäuschen und seinen Erwartungen gerecht zu werden, ist eigentlich meine höchste Aufgabe, wenn ich sie mir mandantlos selbst auferlege. „Ihr guten Leute, ich kann Euch nichts Besseres mehr zeigen“, möchte ich manchmal sagen, denn gerade nach einem guten Film, einem erfolgreichen und „guten“ Film, muß ich mich geborgen ein kleines Publikum vorführen, weil ich eben, wie gesagt, neben Erstflüssigen auch noch anderes nehmen muß.

Der beste Film

der bei mir gezeigt wurde? Warten Sie... Einer der besten war sicher „La Grande Illusion“ von Jean Renoir. Wir haben ihn bisher viermal gezeigt, und immer wieder war uns der Erfolg sicher. Ein wirklich guter Film hat immer Erfolg, früher oder später — nur ist leider nicht jeder erfolgreiche Film auch gut!

Können gefällt unsere Kellame? Nun, das alles mag ich natürlich auch, aber ich male ich sogar eigenhändig die Plakate, denn wozu habe ich die Ecole de Commerce besucht und mich mit Malerei befaßt? Es muß alles zusammengehören, aus einem Guss sein. Ich sage, denn nur so konnte das Nord-Süd seine Stellung unter der viel mächtigeren und geschäftstüchtigeren Kinobühnen Zürich behaupten und einhalten.

Seine Kellame nicht auf sein Charisma aus — ist aber auch vorzüglich und herausstichend werden: Während man aus tiefen Gängen in die warme Vormittagssonne tritt, sieht schon ein kleines Schlingel vor der Kasse und sichert sich Bilette für die Abendvorstellung...
Ulrich Hunzikerbühler.

Die Frau mit der doppelten Würde

Der schillernde Ton unserer Flugblätter schreide mich auf aus meiner stillen Arbeit, und etwas ungehalten öffnete ich die Eingangstür.

Im Zwielicht des Abends steht eine ärmlich gekleidete Frau und entschuldigend die späte Störung. Sie hält in der Hand einen Arbeitsnachweis des städtischen Arbeitsamtes und sagt:

„Sie suchen eine Waschfrau. Ich könnte für eine Vierwöchigen-Wäsche noch einen Kunden annehmen; aber...“

Ich hat die Frau einzutreten und blieb sie Platz nehmen in meiner Stube. Sie war sauber gekleidet und ordentlich beieinander; aber ihr Gesicht war traurig und müde. Als sie hörte, daß ich ihr freundlich entgegenkam, nahm sie einen Aufschrei und begann:

„Ich wäre sehr froh, wenn ich eine Wäsche in einem Hause übernehmen könnte, wo man meinen besondern Verhältnissen Rechnung tragen kann. Sie müssen wissen, daß ich für den Verdienst unserer sechs-köpfigen Familie fast allein aufkommen muß, mein Mann ist verunglückt und Dauerinvalid, von den vier Kindern ist das älteste acht Jahre alt und das jüngste drei Monate. Kurz nach dessen Geburt geschah das Unglück. Mein Mann verunglückte außerhalb der Arbeitszeit, mit dem „Hestli“ waren wir im Rückstand mit zahlen und so erhalten wir nichts von dieser Versicherung... So muß ich am Morgen früh den Haushalt besorgen, das Kleinste in die Krippe bringen mitamt dem dreijährigen Wädelin und kann deshalb erst knapp um acht Uhr morgens kommen. Das lieben die Hausfrauen nicht, ich weiß; aber ich kann es nicht ändern...“

Arme Mutter, dachte ich, diese doppelte Bürde muß dich ja schier erdrücken. Wir wurden einig und ich kommt seither in unser Haus, und immer muß ich die tapere Frau bewundern. Sie ist es, die mich plagt, die immer neue Wege findet, um trotz knapper Zeiterfüllung die Wäsche doch blendend weiß zu waschen, mit dem Holz zu sparen und nicht unwillig ist, wenn sie Abfallholz, Leigeholz und dergleichen verbrennen muß. Und geht sie gegen Abend heim, dann weiß sie, was für Arbeit auf sie wartet. Sie wird ihre beiden jüngsten Kinder holen in ihre Krippe, dann zu Hause zum rechten stehen, ihren geliebten Mann zu Bette bringen, für den morgigen Tag das Mittagessen vorsetzen, die Kleider der Kinder nachsehen, vielleicht noch das Treppenhaus säubern, die Küche besser aufräumen als es das Schulkind getan, und so entlos von früh bis spät arbeiten und alle Sorgen und alle Lasten tragen.

Was würden da ein paar Tage bezahlte, wirkliche Ferien für diese Frau mit der doppelten Bürde bedeuten?

Zimmerfort kann das doch nicht so weitergehen. Wie soll diese Frau jahraus, jahrein diese Lasten tragen? Ich bewundere diese einfache Mutter, die sich noch um die Schulaufgaben ihrer Kinder kümmert, die sich sorgt, wenn die Noten nicht ganz nach Wunsch ausgefallen, wenn durch die starke Inanspruchnahme im Haushalt vielleicht die Schule etwas leiden muß, und ihr traurer Mann zu wenig an die Sonne hinausgebracht werden kann.

Solche Frauen und Mütter gehören auch zu den stillen Heldinnen in unserem Volk und Land, daß wir ihnen das Leben, wo wir können, erleichtern, ist unsere Pflicht. Denken wir daran!

Maria Scherrer.



Woh uns, wenn die Engel töten. Albert Lathoff. Rastler Verlag Zürich.

Es besteht heute zu Unrecht die Tendenz, der Schweizer sei nicht berechtigt, über den Krieg zu sprechen, weil er ihn nicht erlebt habe. Doch kann Zukunfts- und Mit-Erleben weit mehr verflüchtigt als Erleben und Seiden selbst, denn der nicht unmittelbare Betroffene besitzt noch die Konzentration, das Geschehen aufzunehmen und die Werkzeuge, es künstlerisch zu gestalten.

Und dies ist Albert Lathoff in erschütternder Weise gelungen. Sein Werk ist ein Epos, eine eigentliche Kriegsschau, ein Wahrwerden der Apokalypse, in der erit alles stürzen muß, um neu zu erheben. Viele Teile sind schwer verständlich wie der Krieg selber, doch ist die Sprache überall von einer zwingenden Kraft in all ihrer gemalten Monotonie.

Es beginnt in einem Dorf vor der Stadt draußen, wo die Alten und junge Frauen auf den Feldern hocken und sinnen, in trübseliger Eintönigkeit, wie offene Störche, denn ihr Leben ist sinnlos geworden und gestorben an dem Tag, wo der Briefträger die Todesnachricht auf den Tisch legte, für jede Frau im Dorf eine, und manchmal zwei und drei... Und dieses Dorf geht unter, Wäldern gemehrten über die müden Frauen. Dem Holz und Bomben legen die Gefühle nieder, keines Borgefähr für den Tod, der dann auf die Stadt niederfällt, diese atmende Stadt mit der uralten Kathedrale in ihrer Mitte. Ueberall führt uns der Dichter, zeigt alle Arten von Tod und Qual, und zeigt die Kathedrale, die mit all ihren Engeln und Heiligen aus Pfosten niederstürzt.

Die Hölle dieses Krieges bedeutet für Lathoff ein Gottesgericht, das die Menschen katern soll, damit sie bereit sind den Morgen erleben, wo Christus Sabas auf die Erde fällt und der heilige Friede uns über Gesicht und Hände fällt. Es ist ein schmerzliches Buch und es liegt sich schwer, aber es ist künstlerisch straff gestaltet und in jedem Gedankenstück gut durchdacht, und getragen von einer großen ethischen Verantwortung.

uh.

Flugland. Ernst Neubach. Pan-Verlag, Zürich.

Sie sind der Flugland der ganzen Welt, die Flüchtlinge und Deportierten, von Wind des grauenhaften Geschickes hilflos dahin und horkin gemischt. Mit diesen Menschen befaßt sich nun das Buch von Ernst Neubach. Es ist gut vierhundert Seiten dick, und doch vermag es uns nicht tiefer zu berühren. Ist es, weil wir uns schon so oft durch Lathoffberichte und „Ich war dabei“ Schilderungen durchgelesen haben und beschämenderweise ein bißchen abgestumpft wurden? Vielleicht. Doch erinnert daneben dieser Josef Berger aus Wien, der Held des Romans, obskurerweise ganz leicht an Karl Mayns unterirdische Helden: Man weiß immer, er wird irgend einen Ausweg aus scheinbar ausweglosen Situationen finden, er wird blühen, er wird einflußreiche Bekannte haben oder Bekannte von Bekannten, deren er einst einen Dienst erwiesen hat, er wird sich durchschießen mit dem Mute der Verzweiflung und Angsthörigkeit auf der Stirn, aber er wird durchkommen und am Schluß mit seiner tapferen Frau nach unglücklichen Mühen die rettende Grenze der Schweiz erreichen.

Ernst Neubach hat mit „Flugland“ ein Buch geschrieben, das obwohl sicherlich zum Teil aus eigenem Erleben heraus entstanden, den Leser mit zwiespältigen Gefühlen erfüllt. Viel echter und einseitiger erscheint er uns in seinen Schlagschildern, die der deutsche Rundfunk bis vor kurzem noch unermüdet spielen ließ: „Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren“ und „Die Fenster auf — der Venus ist da!“ Hoffen wir, die Seiten mögen bald so werden, daß Ernst Neubach wieder Schläger magen darf, denn auf diesem Gebiet stellt er sehr viel mehr als in Lendensliteratur.

uh.

Ilman Riemenhneider im deutschen Dauerkrieg.

Karl Heinrich Stein. Büchergilde Gutenberg. Weicht kommen wir in Versuchung, uns unter einem Künstler einen Weltabgeschiedenen vorzustellen, der nur den inneren Harmonien lauscht, um sie in stillen Stunden mit seinen Kräften der Welt darzubringen — oder dann den dogmatischen, der gierig das ganze sinnlich wahrnehmbare Leben in sich annimmt und es nachher in seinem Werte ausstreut. Ein Mensch aber, der mit allen bürgerlichen Ehren ausgestattet wird, der seine Stellung im Rate vorbildlich und zum Wohle aller Mitbürger ausfüllt, daneben die innigsten Madonnenbilder schafft und Apokalypsen, vollendet in Ausdruck und Gebärde — ein solcher Künstler lebt schwer in unserer Vorwelt. Ilman Riemenhneider ist ein solcher Mensch, dem sich Bürgerium und Künstlerium in harmonischer Weise die Waage halten zu einer Zeit, die gar nichts Harmonisches an sich hat. Im Gegenteil, sie ist durch Unruhe, Sturz einer alten und Aufbau einer neuen Welt gekennzeichnet, nämlich das sechzehnte Jahrhundert.

Karl Heinrich Stein hat es verstanden, in seinem klar aufgebauten Bude die Gestalt des großen bürgerlichen Künstlers scharf zu umreißen, seine Entdeckung zu zeigen, die mehr eine Entfaltung unentwickelter Kräfte ist, und den Einfluß des Zeitgeschehens auf sein Werk und seinen persönlichen Einfluß auf die Geschichte seiner Vaterstadt Nürnberg deutlich zu machen. So scheint uns die Büchergilde Gutenberg wieder ein sehr schönes Werk, das jedem Kunstliebhaber wert sein wird. hu.

Veranstaltungen

Schweizerischer Zusammenschluß der Vereine der Flüchtlingsfrauen

Einladung zu einer Herbsttagung vom 15. bis 16. September 1945 in Baumarcus am Neuenburgersee

Thema des Anlaufes:

Unsere Aufgabe in der Schweiz heute

Sonntag: Von 16.00 Uhr an: Tee. — 17.00 Uhr: Begrüßung. — 17.15 Uhr: Vortrag von Dr. Ernst Schürch, Bern, Mitgestaltor des „Rund“-Kriegsalltags für die Schweiz. — 20.00 Uhr: Vortrag von Prof. Jacques Secrétan, Professor an der jur. Fakultät der Universität Lausanne: La Suisse dans la société internationale (auf französisch). — 21.00 Uhr: Schlußwort.

Nur den Nachmittag sind Ausreden in Gruppen, Besichtigungen oder Ausflüge vorgesehen („La Ruche“, Erziehungsinstitut für schwererziehbare Mädchen in Neuenburg, „Les Miniers“, Erziehungsinstitut für geisteskränkte Mädchen in Grandfont).
Programme und Anlaufstellen durch M.-L. Cornas, la Condemine, Cour sur Lausanne.

Schweizerischer Zusammenschluß der Vereine der Flüchtlingsfrauen

Präsidentin:

M.-L. Cornas, Präsidentin

M. Saccard, Sekretärin

G. Franke, Bern.

Radiolesungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Für die Hausfrauen“ werden Montag den 30. Juli, um 18.45 Uhr, die Themen „Die Hausfrau“ behandelt. Dienstag den 31. Juli, um 17.45 Uhr, wird unter dem Titel „Wir beuchen trankte Kinder“ eine Reportage aus der Berner Heimstätte Seitschenschweib übergeben. Gleichen Tags um 22.10 Uhr spricht Elsa Steinmann über „Meine heranwachsenden Kinder entgleiten mir“. In der Sendung „Notizen und probiers“ werden Donnerstag den 2. August, um 18.30 Uhr, die Kapitel: „Aber der Hausfrau — Wir fassen — Fragen Sie — wir antworten“ einer Betrachtung unterzogen. In der Frauenstunde, die Freitag den 3. August, um 17.45 Uhr, auf dem Programm steht, wird Antwort auf die Frage „Was machen Sie am Wochenende?“ erteilt.

Redaktion

Dr. Fritz Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telefon 24 50 80.
Stellvertretende Redaktion ab 1. August 1945: Frau El. Studer u. Goumoens, St. 1945: Str. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Gesellschaftsdr. Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elie Jürlin-Spiller, Riggberg (Zürich).

„Consa“
die Konservenfabrik im Haushalt.
Die neue Maschine zur eigenen Herstellung von Konserven.
Praktisch in der Handhabung.

Eine Anschaffung, die sich jedermann leisten kann. Machen Sie uns einen Besuch.

SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Nüschererstraße 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

BLIDOR

Jede Hausfrau schätzt unsere Maschinenprodukte
BLIDOR SB reines Sauerstoff-Bleichmittel
BLIDOR I Einweichmittel
BLIDOR AN Neuzugliches Waschmittel für Feinwäsche

BLIDOR
Blindenarbeitswerk
Seifenfabrik
LANGNAU, ZÜRICH